

Peter Weiss

Das Gespräch der
drei Gehenden

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1219 der Bibliothek Suhrkamp

Peter Weiss schrieb diesen unabgeschlossenen, unabschließbaren inneren Monolog in Gestalt eines lebhaften Gesprächs dreier Stimmen 1962. Zwei Jahre danach bemerkt er dazu in einem Interview: »Alles, was gesagt wird, wird ständig zurückgenommen, so daß man immerzu zweifelt, was nun wirklich gesagt worden ist. Alles, was gesagt wird, existiert nur im Bereich des Möglichen, aber es könnte ebensogut anders sein. Irgendwie hat es etwas mit einem zu tun, aber es zerfällt, löst sich immer wieder auf und nimmt neue Bedeutung an. Eben-
sogut könnte es weitergehen, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß ich eines Tages dieses Gespräch fortsetze.« (aus *Peter Weiss im Gespräch*)

Peter Weiss
Das Gespräch der
drei Gehenden

Suhrkamp Verlag

Erstveröffentlichung 1963

Erste Auflage 2016

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1963

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24075-5

Das Gespräch der drei Gehenden

Es waren Männer die nur gingen gingen gingen. Sie waren groß, sie waren bärtig, sie trugen Ledermützen und lange Regenmäntel, sie nannten sich Abel, Babel und Cabel, und während sie gingen sprachen sie miteinander. Sie gingen und sahen sich um und sahen was sich zeigte, und sie sprachen darüber und über anderes was sich früher gezeigt hatte. Wenn einer sprach schwiegen die beiden andern und hörten zu oder sahen sich um und hörten auf anderes, und wenn der eine zuende gesprochen hatte, sprach der zweite, und dann der dritte, und die beiden andern hörten zu oder dachten an anderes. Sie gingen mit festen Schuhen, doch ohne Gepäck, trugen bei sich nur was in den Taschen der Kleidungsstücke lag, was mit schnellem Griff gezeigt und wieder verwahrt werden konnte. Da sie einander ähnlich waren wurden sie von den Passanten für Brüder gehalten, sie waren aber keine Brüder, waren nur Männer die gingen gingen gingen, nachdem sie einander zufällig begegnet waren, Abel und Babel, und dann Abel und Babel Cabel. Abel und Babel waren einander auf der Brücke begegnet, Babel, der Abel entgegenkam, hatte sich umgedreht und Abel angeschlossen, und im Park war Cabel zu ihnen gestoßen und hatte sich ihnen angeschlossen, und seitdem gingen gingen gingen sie nebeneinander her.

Ich glaube, diese Brücke ist neu, ich habe sie vorher nie gesehen, sie muß über Nacht erbaut worden sein, eine schwierige Arbeit, die lange Vorbereitungen und einen großen Aufwand an Kräften fordert. Pontons wurden angeschleppt und Kähne mit Bohlen, die Pontons wurden verankert, die Bohlen ausgelegt und festgeschraubt, nach sorgfältigen Berechnungen und mit Hilfe einer ausgewählten Mannschaft. Baumeister, Ingenieure, Werkleute, Mitglieder der Stadtverwaltung wußten schon seit Monaten von der Brücke, als die Leute noch von den freien Ufern einander zuriefen. Ruderboote fuhren damals hin und her durch die Stromschnellen, auch eine flache offene Fähre. Bin oft mit der Fähre gefahren, eine Weile des Stillstehens und trotzdem ein Weiterkommen, im blauen Wasser, unter Wolken und Möwen. Der Motor der Fähre puffte, die Vibrationen drangen vom Bootsdeck in die Schuhsohlen, die Beine hinauf, in den Körper, wie bei einem schnellen regelmäßigen Gehen. Das Gesicht des Fährmanns war von glänzenden weißen Stoppeln bedeckt, die Haut war dunkel gebräunt und von tiefen Rissen und Furchen durchzogen. Er wohnte in einem Schuppen drüben am Ufer, neben dem Pfahl, an dem die Fähre vertäut lag. Während der Überfahrten sprach ich mit ihm, seine Worte waren undeutlich, weil er immer eine Pfeife zwischen den Zähnen hielt, eine kurze stämmige Pfeife, mit Draht und Isolierband geflickt. Bei unserm letzten Gespräch schien er von der geplanten Brücke noch

nichts zu wissen. Wenn ich ihn recht verstand, so sah er eine lange Zukunft vor sich auf seiner stampfenden, die Wellen durchschneidenden Fähre, in der blauen Luft, im Wind und im Regen, und viele Nächte in seinem Schuppen, mit dem Blick durch das Fenster auf den Pfahl mit dem straffgespannten Tau. Es ist möglich, daß er die Fähre selbst in jungen Jahren gebaut hatte, nicht allein, sondern mit Hilfe anderer Bootsbauer, vielleicht war er nur Handlanger, jedenfalls wußte er, aus wieviel Brettern die Fähre zusammengefügt worden war, und wieviel Spanten und Bolzen zu ihrer Fertigstellung nötig waren. Sie war seitdem oft ausgebessert und geteert worden, Wasser sickerte trotzdem ständig ein, jeden Morgen mußte er pumpen. Wenn die Turmuhr vom Schloß eine volle Stunde schlug fuhr er vom Ufer, an dem sein Schuppen lag, zum andern Ufer hinüber, gleichgültig ob Fahrgäste eingestiegen waren oder nicht, ob Fahrgäste am gegenüberliegenden Ufer warteten oder nicht. Vom gegenüberliegenden Ufer kehrte er gleich zurück, und kamen Leute noch von fern gelaufen, so wartete er nicht, er wartete nur an seinem Standort, und die Leute drüben mochten rufen und pfeifen soviel sie wollten, er kam erst als die Stunde wieder voll war.

Die Brücke besteht seit langem. Ich fuhr einmal in einer schwarzlackierten rot gepolsterten Kutsche über die Brücke, und neben mir saß meine Braut, und

erbrach auf ihr weißes Kleid, weil die Brücke auf den Pontons schwankte und die Teilstücke des Fahrdamms sich hoben und senkten. Der Kutscher vor uns auf dem Bock hob gerade die Peitsche, die mit einer weißen Schleife verziert war, da rutschte das Pferd aus, brach in die Knie und blieb im Gewirr der Riemen liegen. Vom Anprall des Wagens hinter uns, in dem die Eltern meiner Braut saßen, wurden wir nach vorn geworfen, ein Bersten von Holz war zu hören, ein Wiehern, ein Poltern von Hufen, und das andere Pferd, das sich losgerissen hatte, brach im Galopp zwischen den Reihen von Automobilen durch, ein Schimmel, über und über rot gesprenkelt, wie der Brautschleier, der aus dem Fenster wehte. Ein Deichselarm der Kutsche hinter uns hatte die Rückwand unseres Wagens durchbohrt und ragte mit zersplitterter Spitze aus der Polsterung. Der Kutscher lief seinem entsprungenen Pferd nach, mit flatterndem Lodenmantel, die Peitsche schwingend, und aus den stehengebliebenen Automobilen streckten die Insassen ihre Köpfe. Das gestürzte Pferd lag auf der Seite, reglos, die Beine steif von sich gestreckt, außer dem geknickten Vorderbein, über dessen blutige Knochenstümpfe unser Kutscher sich beugte. Mit schräg verdrehten Augen blickte das Pferd zu ihm auf, den Kopf geduldig an die Deichsel gelehnt, die Nüstern und Ohren zitternd, und im dunkelbraunen Fell um Stirn, Augen und Nase schimmerten wellenförmige Linien und Wirbel. Der Boden schaukelte, die Wellen

gingen hoch, der Wind pfiff, und unter dem Gewicht der stockenden Fahrzeuge und herbeigeeilten Zuschauer sank die Brücke. Polizei und Feuerwehr kamen herbei, von weit her am Getön der Sirenen kenntlich, brachten Seile mit, Kräne, Bahren und Werkzeuge, und Männer in Helmen und Gummijacken umknieten das Pferd, lösten es aus den Zügeln, spannten es fest unter dem Hebearm des Transportwagens, und das Pferd ließ alles mit sich geschehn, leise schnaufend, ein wenig Schaum vor dem Mund, und Beamte trieben mit Trillerpfeifen und heftigen Bewegungen ihrer weißen Handschuhe den Verkehr wieder an. Als das Pferd unter dem Lastkran langsam zum Wagendeck hinübergeschwungen wurde, drehte es erstaunt den Kopf nach dem Kutscher um, und sah ihn wahrscheinlich zum letzten Mal, und während es, seitwärts liegend, festgeschnallt wurde, kamen vom Park her Polizisten mit dem andern eingefangenen Pferd zurück, es bäumte sich auf, und die Polizisten hingen ihm, mit hochgerissenen Beinen, am Halfter. Der Schaft der Deichsel wurde aus der Rückwand unserer Kutsche gezogen, wir stiegen ein zu den Eltern meiner Braut, ich drängte mich zwischen sie, nahm meine Braut auf den Schoß, die beiden Kutscher spannten das rotgesprenkelte Pferd in die Deichseln, kletterten auf den Bock, hielten die Zügel straff gespannt, und die Kutsche, in der wir gesessen hatten, wurde hinten am Feuerwehrwagen befestigt, und so konnte alles weiterrollen, auf der schwimmen-

den Brücke, im Seewind, unter kreischenden Möwen. Das Polizeiauto führte die Prozession an, dann kam der rote Wagen mit dem gefallenem Pferd und der Mannschaft zu seinen Seiten, es folgte die leere Kutsche im Schlepptau, holpernd und hin- und herschaukelnd, und schließlich unser Gefährt, mit zwei Kutschern auf dem Bock, eng nebeneinander, in hellgrauen Mänteln, die Kragen breit über die Schultern zurückgeschlagen, hellgraue Zylinder auf den Köpfen, ich glaube mit Federbüscheln daran, und während ich nichts sah, weil sich der Schleier meiner Braut über mein Gesicht legte, flogen wir von einem Ruck in der Kutsche zurück, und dann zeigte es sich, daß das Pferd, nachdem es die Brücke verlassen hatte, schnaubend und Funken aus dem Pflaster schlagend, die Herrschaft über den Wagen übernommen hatte, und das Polizeiauto, das neben uns herfuhr, trieb mit seiner wieder ertönenden Sirene seinen Lauf noch an. Ich hielt meine Braut mit den Armen umschlungen, rechts von mir beugte sich ihr Vater weit aus dem Fenster, und ihre Mutter beugte sich links noch weiter hinaus, doch während der Vater um Halt schrie, schrie die Mutter um schnellere Fahrt, der Hut, mit Geblüm und Spitzen garniert, war ihr vom Kopf geflogen, ihr Haar hatte sich aufgelöst, sie warf sich vor und zurück, das Gesicht in wilder Freude verzerrt, mit schrillen Rufen das Pferd anspornend, und die Fahrzeuge vor uns stoben zur Seite, die Fußgänger flohen vom Gehsteig in die Parkanlagen, in denen ein

Blasorchester musizierte, und erst hier auf dem Platz, den wir einige Male umkreisten, kamen wir zum Stillstand, nachdem zwei Polizeiwagen, von rechts und links drängend, das Pferd zwischen sich eingeklemmt hatten, und dies geschah vor dem Portal des Hotels, in dem das Zimmer zur Hochzeitsnacht gemietet war, der Portier stand schon bereit, uns zu empfangen.

Gestern fuhr ich noch auf der Fähre, und der Fährmann erzählte mir von seinen Söhnen, er hatte sechs Söhne, morgens, als ich hinüberfuhr, erzählte er mir von drei Söhnen, und abends, als ich zurückfuhr, erzählte er mir von drei andern. Der erste Sohn war klein und rund, ich weiß nicht, ob es der älteste war, jedenfalls war es der erste, den er erwähnte. Er hatte rote Backen und rotes Haar, kurze feiste Arme und aufgeblähte Händchen. Den Mund hielt er offen, er hatte sehr kleine scharfe Zähne und eine spitze Zunge, seine Nase war aufgestülpt, und wenn es regnete, regnete es ihm in alle Öffnungen des Gesichts. Der zweite Sohn war lang und dünn, seine Augen lagen tief in den Höhlen, sein Schädel war kahl, die Schläfen eingesunken. Er hatte nur einen Arm, den andern hatte der kalte Brand gefressen. Mit seiner übriggebliebenen Hand war er jedoch vielen, die noch beide Hände besaßen, im Skatspiel, vielleicht auch im Klavierspiel, überlegen. Der dritte Sohn war von riesenhaftem Wuchs, er trug einen gestäubten Schnurrbart und borstiges Haar, seine Brust war tätowiert

und konnte, wenn er sie dehnte, eine eiserne Kette sprengen. Seine Arme waren voller Narben, denn er durchstieß sie mit Nadeln und Messern, und sein Schlund und seine Magenrube waren gegerbt von Schwertern, die er hineinsteckte und herauszog. Der vierte Sohn schien der Beschreibung nach älter zu sein als der Fährmann, was damit erklärt werden konnte, daß er ein Stiefsohn war, den seine Frau in die Ehe mitführte. Dieser Sohn hatte keine Zähne und bewegte sich nur mühsam auf Krücken. Wenn er überhaupt Worte hervorbrachte dann stotterte er, und niemand hatte Geduld, ihn anzuhören. Er machte sich jedoch ständig bemerkbar indem er mit der Krücke auf den Tisch schlug oder, wenn man ihn in der Dachkammer eingeschlossen hatte, auf den Boden klopfte. Der fünfte Sohn war der Liebling aller. Auch er war dick, viel dicker als der erste Sohn. Er war so dick, daß er sich kaum bewegen konnte, er verbrachte seine Zeit liegend, auf dem Sofa, auf dem Fußboden, im Bett, wo überall große Kissen für ihn bereitlagen. Dem Fährmann trännten die Augen als er von diesem Sohn sprach. Er sagte, wenn ich ihn nicht mißverstand, daß er ihm jeden Tag etwas mitbrachte wenn er von der Arbeit nachhause kam. Er wohnte damals mit seiner Familie noch in einem größeren Haus auf der Anhöhe über dem Ufer, dort wo jetzt das Telegrafenturm liegt. Er kam mit einem Fisch, einer Kirsche, einer Schnecke, einem Blumenkohl, immer mit einer Abwechslung, die er beim Eintreten

mit der Hand hinterm Rücken versteckte, während der Sohn, als er draußen die Schritte hörte, ungeduldig fragte, was er ihm heute mitgebracht habe. Was hast du mir heut mitgebracht, was hast du mir heut Schönes mitgebracht, rief der Fährmann mit weinerlich verstellter Stimme, und es war einer der seltenen Augenblicke, in denen er die Pfeife aus dem Mund nahm. Auf Zehenspitzen ging der Fährmann an das Lager seines Sohnes heran, indem er ihn aufforderte, zu raten, und weil der Sohn immer falsch riet, war die Überraschung immer groß, und dann bereitete er das Geschenk eigenhändig am Herd oder am Anrichtentisch zu und servierte es ihm auf einem besonderen Teller, auf dessen Boden ein Zwerg mit einer roten Zipfelmütze abgebildet war. Natürlich war dieser Leckerbissen nur eine Beigabe, denn die Mutter hatte das Hauptgericht schon gekocht und gewürzt, doch ehe alle an das Verzehren der Mahlzeit gingen, sahen sie dem eingebetteten Sohn zu, mit Kopfnicken und ermunterndem Lachen, wie er sein Vorgericht verzehrte. Nur der sechste Sohn sah nicht zu, er mußte oft von den andern Brüdern mit Gewalt zurückgehalten werden, weil er sich mit einem Messer auf den Dicken stürzen wollte. Das Gesicht des sechsten Sohnes war von großer wenn auch von Pocken zerfressener Schönheit. Er hatte langes seidiges schwarzes Haar, das ihm bis über die Schultern hing. Er trug einen goldenen Ring im linken Ohr und ein paar billigere Ringe an den Fingern. Auf seine Kleider achtete

er nicht, sie hingen ihm in Fetzen um den Leib, und überall leuchtete die gelbe Haut hindurch. Dieser Sohn schlief nie im Haus, sondern in einer Kiste draußen im Hof, die er mit Stacheldraht umspannt hatte. Auch er war groß, ging aber gebückt und schleichend, barfuß, oder in zerlumpten Fußlappen. Der Fährmann nannte mir auch Namen, vielleicht waren dies Namen der Söhne, und so hieß der erste Jam, der zweite Jem, der dritte Jim, der vierte Jom, der fünfte Jum, der sechste Jym.

Die Brücke ist seit langem da, wir fuhren einmal über die Brücke, auf dem Weg zum Standesamt, eine Frau und ich. Sie war eines Nachmittags zu mir hinaufgekommen, ich erkannte sie nicht gleich wieder, hatte auch ihren Namen vergessen. Sie stand lächelnd da und wollte eintreten, und ich führte sie in die Küche, ihr Leib war vorgewölbt. Du bist dick geworden, sagte ich, in einem Versuch des Wiedererkennens, und sie lächelte nur zur Antwort. Sie setzte sich, saß mit gespreizten Beinen vor mir, hielt mir ihren Bauch hin, lächelte siegesgewiß. Sie ergriff meine Hand und legte sie auf ihren Bauch und ich fühlte die Bewegungen des Kindes. Auf alle Fragen die ich stellte lächelte sie nur mit ihren trockenen gesprungenen Lippen und ihr Bauch war ihre einzige Antwort. Ich hatte die Stunde vergessen in der wir, wie sie mir später erklärte, in der Treppenhalle der Wissenschaftlichen Akademie, hinter dem Schalter des Wachtmeisters,

unter der gipsernen Kopie der Nike von Samothrake, einander umarmten. Unvergängliche Stunde, deren Schuld ich jetzt auf dem Weg war, vor dem Sachwalter des Bürgermeisters zu begleichen, und wir traten in einen holzgetäfelten Raum vor eine hölzerne Schranke, hinter uns zwei gemietete Wachtleute als Zeugen, und der Beamte klopfte auf einen hohlen Schrein, dreimal, und blickte auf den schwangeren Bauch meiner zukünftigen Gemahlin, und zwang uns ins Knie auf einem hölzernen Schemel, und wir hielten uns am Holzgeländer fest, und er verlas seine Sprüche, die dumpf in der Holzkammer pickten, und dann schrieben wir in ein dickes Buch, das er uns hinhielt, unsere Namen, für alle Ewigkeit.

Dort, glaub ich, fuhr der Fährmann vorbei, im letzten Wagen der Straßenbahn, am Bremsrad, er hielt das Rad in den Händen und drehte es hin und her, sicher war er es, der da im Gedränge stand, nur er hat solch einen breitrandigen, von Sonne und Regen verwalkten Hut, nur er hält die kurze dicke Pfeife so fest im Mund. Nachdem man ihm die Fähre genommen hat, muß er sich das Steuerrad in der Straßenbahn suchen, und so steht er, breitbeinig, den Rücken der Fahrtrichtung entgegengewandt, und sieht vor sich die Straße wegfließen, mit Automobilen im Schaum des Kielwassers treibend, mit dichten Zügen von Schwimmern rechts und links im Dampf und Gewoge. Ich habe ihn einmal besucht, als er noch im

Haus auf den Uferhöhen wohnte, wenn ihr euch erinnert, so lagen früher Lauben, Fischerhäuser, Scheunen und Ställe auf den Hügeln, mit Höfen und Viehweiden, auch einem Gehölz. Drüben wohnten damals Kleinsiedler, hatten Ziegen, Hühner, Schweine, und als Kinder fuhren wir sonntags manchmal von der Innenstadt auf der Fähre hinüber und schnitten uns Ruten aus den Haselsträuchern, während meine Eltern, die Mutter mit dem Sonnenschirm, der Vater mit seinem Spazierstock aus Bambus, auf den Feldwegen gingen. Obgleich das Ufer zur Stadt gehörte waren wir dort wie auf dem Lande, Heuwagen kamen von den Feldern und auf einer Wiese grasten Kühe, langsam nebeneinander hergehend, immer der Richtung des Sonnenuntergangs entgegengewandt, abends sich in einer gemeinsamen Bewegung hinlegend, parallel zueinander. Ich machte mir Gedanken darüber, warum sie immer die gleiche Richtung einhielten und ich kam darauf, daß dies einer natürlichen Ökonomie entsprach, in einer Reihe grasten sie das Feld in seiner ganzen Breite ab, und ließen kein Büschel übrig, und wenn sie den äußersten Rand des Feldes erreicht hatten, war das Gras hinter ihnen wieder aufgewachsen, und der Fährmann, der die Kühe besaß, trieb sie zu einem neuen Beginnen, das für die Kühe nur ein Fortsetzen war, zurück. Sie kauten das Gras in sich hinein, mit wälzenden Mäulern, starrten dabei mit ihren dunklen Augen vor sich hin, ließen den Schwanz an die Flanke schlagen, hoben zuweilen den

Schwanz steil auf, stellten sich breitbeinig, ließen dampfendes goldfarbenes Wasser aus sich herausströmen, ließen braunen würzigen Dünger zu breiten Fladen aufklatschen, kauten, legten sich hin, kauten weiter, standen wieder auf, beugten den Kopf tief ins Gras, packten es mit der Zunge, rupften es ab, schoben es ins Maul, kauten und verarbeiteten den grünen Brei zu weißer Milch, die die Frau des Fährmanns, während die Kühe kauend stillstanden, die Köpfe gehoben, über das Wasser hinwegstarrend, zuweilen tief aus dem Hals brüllend, ihnen aus dem Euter molk. Bei dieser Beschäftigung sahen wir ihr zu, und vielleicht ließ sie uns an die Zitzen fassen und einen Strahl herauspressen, ich erinnere mich nicht deutlich, es ist lange her. Jedenfalls folgten wir ihr, ein paar Kinder aus der Stadt, in das Haus, wir trugen ihr den Eimer und durften in der Küche aus Holzbechern trinken, die sie in die Eimer getaucht hatte. Der Rand des Bechers lag dick an der Unterlippe und die Milch drang warm und fett in den Mund und schmeckte nach Gras. An der Wand hing eine weiße Uhr, mit großen verschnörkelten Ziffern und Zeigern, mit einem hin- und herschlagenden Pendel und zwei Ketten mit Gewichten, in der Form von Tannenzapfen. Der Fährmann saß am Tisch und hatte eine Zeitung vor sich ausgebreitet, er sprach das Gelesene halblaut vor sich hin und saugte an seiner Pfeife. Seine Frau sah uns zu, wie wir die Milch tranken und wischte sich die Hände an der Schürze ab. Der Fährmann